

The background of the cover is a painting of a man's torso and head in profile, facing left. He is shirtless, wearing a black beanie and blue shorts. The lighting is dramatic, with a strong light source from the left creating a bright, glowing area behind him and casting the rest into shadow. The overall mood is contemplative and artistic.

ERWIN UHRMANN

**Ich bin die
Zukunft**
Roman

Limbus eBook

Erwin Uhrmann

Ich bin die Zukunft

Roman

*Que sera, sera,
Whatever will be, will be
The future's not ours to see*

*Que sera, sera
What will be, will be.*

Ray Evans, Jay Livingston, *Que Sera, Sera*

*Ich wusste nichts, und so verharrte ich im
unerschütterlichen Glauben, die Zeit
der grausamen Wunder sei noch nicht um.*

Stanislaw Lem, *Solaris*

*I went to the woods because I wished to live
deliberately, to front only the essential facts of life, and
see if I could not learn what it had to teach, and not,
when I came to die, discover that I had not lived.*

Henry David Thoreau, *Walden*

Prolog

Es ist heiß in Europas Hauptstädten. Auf den Dächern der Häuser flirrt die Hitze, macht Wellen in die Luft und schafft Trugbilder. Heiße Wüstenwinde aus dem Süden fegen durch die Täler, reißen den Staub und den metallischen Geruch der Straße mit und tragen dieses Gemisch in Lungen und Wohnungen von Menschen, und die Menschen husten und spüren ein raues Gefühl im Hals. Gar nicht erträglich ist es am Wasser, weil die Gewässer unter solcher Hitze kippen, und wer ins tote Wasser geht, beginnt nach Schlamm und Schlick zu riechen, ein Geruch, der nicht mehr von der Haut zu waschen ist, sondern in ihr bleibt, sich wie ein Parasit einnistet, den Teint verändert, ehe er ins Fleisch geht und in die Knochen sickert. Unter dieser Hitze, ist sie schon in den Knochen, im Mark, vor der es kaum mehr einen Schutz gibt, keinen Keller, keinen Verschlag, kein Loch, nichts, verfärbt und verwittert die Landschaft, vergilbt und verkohlt. In den Gebirgen, den Hochtälern, den Falte an Falte liegenden Bergrücken, gibt es kühle Stellen, gibt es Schutz, nahe an Schneefeldern, an Wasserlöchern, in zwischen den Wänden gelegenen Schattenkäfigen, unter Überhängen und in Höhlen. Es ist die Kälte des Steins, lange gelagert, unter Gletschern bewahrt, die aus dem Inneren der Berge kommt. Wenn die Sonne untergeht, wird es in den Bergen angenehm, und diese Kälte von innen tritt wieder an die Oberfläche bis zum Sonnenaufgang.

1

An einem Sonntagabend im Juli begann Sebastian Leitner zu schweigen. Es geschah unvermittelt und sofort, nachdem er bei einem Streit mit seiner Frau Hanna geschrien und sein Kehlkopf, der schon seit Wochen entzündet gewesen war, ihn stechend geschmerzt hatte. Der Wind schlug in Böen gegen die Wände. Die Zweige der alten Ulme im Garten griffen ans Fenster. Es roch nach Regen.

Leitner setzte sich auf das sechsteilige Sofa, dessen Fußteil immer wegrutschte, wenn er sich eine Dokumentation ansah und die Beine im Liegen ausstreckte. Er richtete seinen Blick auf die Fotografie eines Waldes an der Wand. Hanna räumte im Schlafzimmer laut Gegenstände von einer Ecke in die andere, ließ Kisten und Deckel absichtlich fallen, donnerte Schuhe gegen die Wand.

Leitner hörte davon nichts, er vertiefte sich in den Wald. Was er sah, waren nicht Bäume, Gräser und Himmel, sondern längliche, runde, dünne, dicke, schmale und breite Formen. Es verging eine halbe Stunde, das Bild verformte sich, zwischen den länglichen Baumstämmen, Stielen, Gitterstäben, Büscheln und Flechten hindurch kam er in die dunkleren Regionen, die nicht mehr scharf wahrnehmbar sind. Jede zu offensichtliche Form rutschte eine Ebene hervor und er glitt eine weitere Ebene im Bild nach hinten. Der Wald öffnete sich und etwas, das ganz hinten im Bild war und üblicherweise für den Betrachter nicht sichtbar, übte eine soghafte Anziehung auf Leitner aus. Seine Augen wurden schmal, klein und fokussierten den hintersten Winkel des Bildes, alle sichtbaren Formen im Raum verschwammen, dann kam die Dunkelheit, die sich ins Nichts auflöste. Leitner blieb vor dem Bild sitzen, er

versuchte seine Augen wieder auf jenen Punkt im Bild zu konzentrieren, wo ihm alles ins Nichts entglitten war. Seine Augen schmerzten und er griff sich an den Kopf. Als Hanna ihn rief, weil sie genug vom Schmollen hatte und wieder zur Tagesordnung übergehen wollte, gab Leitner keine Antwort. Er blieb sitzen und vielleicht hätte jemand, der ihn vom Boden aus betrachtete, sagen können, er lächle. Es war aber kein Lächeln, sondern nur der starre Blick auf die Fotografie eines Waldes.

Nach Mitternacht gingen sie tonlos zu Bett. Hanna hatte ihre Vorwürfe klar für sich formuliert und wollte zu einem Gespräch ansetzen, als sie sah, dass ihr Mann schon die Augen geschlossen hatte. Sie verstummte und grämte sich, legte sich auf ihre Seite und berührte mit einer Hand, die sie aus dem Bett fallen ließ, den kühlen Holzboden. Der Boden war in der sommerlichen Hitze die letzte verbliebene kühle Fläche.

Leitner verfiel, zum ersten Mal seit seiner Schulzeit, in einen tiefen Schlaf. Sein Körper wurde rasch kühl und er rührte sich nicht, ehe ihn Hanna am nächsten Morgen wachrüttelte. Er gab dabei keinen Laut von sich, hatte aber, seit er auf das Bild gestarrt hatte, den ersten richtigen Gedanken; er meinte, etwas habe ihn gestreift oder war ihm übergestülpt, oder etwas war ihm abhanden gekommen; Leitner beschloss, dass er dieses Gefühl, das er nicht beschreiben konnte, genoss; er ging wie auf Watte, jedes Geräusch näherte sich ihm langsamer. Er richtete sich im Bett auf und bildete sich ein zu spüren, wie der Schall einen halben Meter vor seinem Gesicht Halt machte.

Nachdem Hanna das Haus verlassen hatte, legte er sich auf das Sofa und schlief wieder ein. Er träumte von dem Haus, in dem er aufgewachsen war. Ein großes und verwinkeltes Haus mit zwei Stockwerken. Eine freitragende

Treppe aus Kiefernholz führt direkt von der Eingangstür in den ersten Stock. Alle Zimmer sind entlang eines langen dunklen Ganges angeordnet. Am Ende des Ganges ist eine Speisekammer mit einer großen Doppelflügeltür. Oben hängen geräuchertes Fleisch und verschrumpelte Würste, in den Regalen in der Mitte sind die Süßigkeiten, Honig und Marmelade. Unten sind Putzmittel, Kübel, Flaschen, Kanister. Am Gang zwischen den Türen hängen schwer gerahmte Ölbilder, die Stilleben zeigen: ein Bild mit einem Hummer auf einem goldenen Tablett und einem Teller voll mit Austern, ein anderes mit einem Wiesenblumenstrauß und einem kantigen Hasenkopf, eines mit Lilien und ein kleines, auf dem ein ausgestopfter Pfau zu sehen ist. Neben dem Schlafzimmer der Eltern hängt ein Gemälde, das Leitner, wenn er allein zu Hause war, gerne ansah. Es zeigt einen See, in dem Baumstämme schwimmen. Er glaubte, das nasse, frische Holz riechen zu können.

Sebastian Leitners leibliche Eltern waren schon früh zu tragischen Gestalten geworden. Die Mutter war eine seltene Schönheit, dünn, mit langem, rotem Haar und olivdunklem Teint. Auf einer Feier im Dorfgasthaus hatte sie dem Drängen eines Messdieners mit einer Hasenscharte nachgegeben, nachdem er sie zu fünf hochprozentigen Getränken eingeladen hatte. Sebastian wurde nach zwei, drei zackigen Bewegungen hinter einer Lientheaterbühne gezeugt. Sein Großvater, ein großer und fassartig beleibter Diakon, hatte nach dem Bekanntwerden der Schwangerschaft zur Hochzeit gedrängt, war aber nach dem Flehen seiner Tochter zu der Einsicht gekommen, sie habe sich einen besseren Lebenspartner verdient und aufgrund ihres vorteilhaften Äußeren werde sie diesen auch mit einem ledigen Kind finden. Von seiner Frau wurde dem

Diakon wenig entgegengesetzt, sie blieb still und stimmte ihm zu.

An einem späten Samstagabend läutete das Telefon. Die Tochter nahm ab und rief den Diakon, der sich schwer aus einem Lehnstuhl erhob. Lange hatte der Diakon auf einen Anruf von oberster Stelle gewartet, auf eine Reaktion auf die vielen durchgearbeiteten Wochen und Nächte, in denen er im Auftrag der Diözese ein Konzept für die Umstrukturierung der gesamten Jugendarbeit geschrieben hatte. Offiziell hatte ihm noch niemand geantwortet. Seit er von einem Freund aus der Diözesanleitung ein Gerücht übermittelt bekommen hatte, der Bischof wolle ihn zum neuen Leiter des Jugenddekanats ernennen, schwang in allem, was er machte, die Anspannung und Nervosität mit. Läutete das Telefon, stieg diese Anspannung jedes Mal. Als seine Tochter ihn holte und ihm sagte, es sei der Bischof, nahm er mit breitem Grinsen entgegen, klopfte der Tochter auf die Schulter und deutete ihr, sie solle ihn ungestört sprechen lassen. Es war kein Danke, das dem Bischof über die Lippen kam, er grüßte nicht einmal richtig, kam gleich zum Kern der Sache, wurde bereits im zweiten Satz ausfällig. Wolle der Diakon die Jugendagenden in der Diözese übernehmen, dann auf keinen Fall mit einem ledigen Enkelkind. Er könne nur als Vorbild in der Kirche aufsteigen, man mache nach zweitausend Jahren nicht mit ihm die erste Ausnahme. Der Diakon schwor mit hochrotem Kopf und trockenem Hals, keine zwei Tage vergehen zu lassen, um das Problem zu lösen.

Am folgenden Montag lud er vor dem adventlichen Rorate in aller Frühe den Messdiener Leitner zu sich. Seine Tochter verständigte er am Abend zuvor. Die ganze Nacht hatte er überlegt, wie er mit positiven Worten das Problem lösen könnte, nicht ohne Gott inständig um Hilfe zu bitten, ja Gott

in der Finsternis der Nacht sogar zu erpressen: Er möge dafür sorgen, dass seine Tochter zur Vernunft komme, weil er andernfalls weder die Jugendagenden noch sonst irgendetwas für ihn machen könne. Mit geröteten Augen standen die Tochter und der werdende Vater in der Küche und er erzählte von den Wegen Gottes, die unergründlich seien, aber letztlich immer zum Guten führten, auch wenn man als kleiner Mensch den Sinn in den einzelnen Schritten Gottes nie erkennen könne. Der Messdiener Leitner begriff schnell und stand innerlich jauchzend unter dem massigen Diakon, in der Hoffnung, nun werde alles gut und noch dazu habe Gott dabei seine Hand im Spiel. Draußen hatte es minus fünfzehn Grad, die Herdplatten glühten und es roch stechend nach Schweiß. Es sei der Wille Gottes, dass es zu einer ehelichen Verbindung komme, nachdrücklicher als durch ein Kind könne Gott gar nicht sprechen, dies, so formulierte es der Diakon, sei ein wahrer Schrei Gottes, ein Freudenschrei des Herrn. Wolfgang Leitner hielt, mit zitternder Stimme, formell um die Hand der Frau seiner Träume an, ihre leise Antwort, die zwar eine Lautäußerung, aber weder Ja noch Nein war, wurde nicht abgewartet. Der Diakon brummte nach der Frage, rang sich die Hände, nickte zustimmend und gab den beiden seinen Segen.

Dem Diakon oblagen alle kommenden Entscheidungen, was das junge Paar betraf; er leitete den Umbau seines Hauses, wo ein neuer Gebäudeteil im Entstehen war mit einem separaten Eingang für die junge Familie; er bestimmte die Einrichtung jedes Raumes, entschied über die Wandfarbe im Kinderzimmer.

Sebastian wurde im Juli geboren. Die Mutter wählte den Namen und der Diakon war hochzufrieden, weil der heilige Sebastian ein Märtyrer war. Im Herbst nach Sebastians Geburt bekamen die Blätter der Kastanienbäume im Dorf

zum ersten Mal jene bauchigen Blasen, die später auf eine eingeschleppte Milbe zurückgeführt wurden. Experten kamen und gingen, ein Baumdoktor wohnte für zwei Tage im Haus des Diakons. Drei junge Männer vom biologischen Institut einer Universität in Deutschland markierten alle betroffenen Bäume. Im Dorf ging das Gerücht um, dass die betroffenen Bäume gefällt werden mussten, bis jemand mit einem Sprühmittel kam, das die Milbe beseitigen sollte. Der Messdiener Leitner meldete sich freiwillig für die Baumrettungsaktion.

Der Zubau für das junge Paar war rasch erledigt, weil jeder Handwerker in der Umgebung in der Schuld des Diakons stand. Als Sebastian noch kein Jahr alt war, rutschte sein Vater in der Krone eines Kastanienbaums auf der Feuerwehroleiter aus. Er krachte mit dem Hinterkopf auf ein Stück am Boden liegende Dachrinne und brach sich das Genick.

Sebastians Kindheit war von Tagträumereien durchzogen. Kaum jemand kümmerte sich je um ihn und so kam es vor, dass er oft über Wochen nur das Notwendigste sprach. Allein schon den Mund zu öffnen, um ein *Ja* oder ein *Nein*, ein *Ich will jetzt essen* oder *Ich muss aufs Klo* zu formulieren, erschien ihm mühsam. Wenige Wochen nach dem Begräbnis von Wolfgang Leitner fuhr Sebastians Mutter auf Urlaub. Sebastian wurde von einer Nachbarin versorgt, die auch für den Diakon kochte.

Im Urlaub lernte die Mutter einen Major der deutschen Bundeswehr kennen. Mit ihm zogen Sebastian und seine Mutter in ein Haus am See. Wenn Sebastian durch das Haus lief, saß seine Mutter meistens im Garten oder im Wohnzimmer und sprach nicht, außer eine Freundin besuchte sie, was selten geschah. Hin und wieder las sie ein

Buch. Seine Mutter lachte in seiner Gegenwart kein einziges Mal. Wenn sie ihm das Essen servierte, hatte sie meist selbst schon gegessen. Nur wenn Vater Karsten zu Hause war, aß man gemeinsam. Sebastian führte die Gespräche mit seiner Mutter meistens im Kopf. Er fragte sie nach allen möglichen Dingen, wie das Wetter in Frankreich sei, ob es möglich sei, einen Brieffreund im Weltall zu haben, ob jemals jemand bis unendlich gezählt hatte. Die Antworten überlegte er sich selbst und stellte sich vor, die Mutter gebe sie ihm. Beim Einschlafen streichelte sie ihm manchmal über den Kopf. Sebastian mochte den Herbst am liebsten. Regnete es, verband sich das Wasser im See mit dem Wasser in der Luft und Sebastian fühlte sich dann am meisten mit der Welt verbunden. Die behaglichste Zeit verbrachte er mit einem französischen Au-Pair Mädchen. Sie hieß Delphine und war Tag und Nacht für ihn da, ein ganzes Jahr lang. Konnte er nicht einschlafen, dann kroch sie einfach zu ihm unter die Decke und erzählte eine Geschichte auf Französisch. Sebastian verstand anfangs kein Wort, mochte aber den Klang ihrer Stimme und den Ton der Sprache.

Nachdem Leitner zwölf Stunden kein Wort mehr gesagt hatte, verließ er kurz nach Mittag das Haus, um einen Termin mit seinem Kreditsachbearbeiter wahrzunehmen. Er lenkte seinen Wagen behutsam in die Einfahrt der Sparkasse, schritt über den Parkplatz, betrat das Gebäude und ging mit festem Schritt in das Büro Roland Ganslicks. Ein junger Mann mit feucht wirkenden, zurückgekämmten Haaren und schwarzem Anzug wollte Leitner aufhalten, wurde aber von einer älteren Bankbediensteten, die Leitner erkannte, zurückgewinkt. Ohne Klopfen öffnete er Ganslicks Tür. Tonlos ließ er sich in den Kundensessel fallen, atmete

lange, gierig nach Luft, durch die Nase ein und durch den Mund aus. Er genoss das Sitzen im weichen Ledermöbel, streckte die Beine ein Stück und legte die Hände auf die Lehnen. Als Ganslick eintrat, war er fast eingeschlafen. Eine halbe Stunde lang registrierte er so gut wie gar nichts, nicht, dass jemand mit ihm redete, ihn fragte, ob es ihm gutgehe, es mit Lachen probierte und mit Schweigen, bis ein Vogel vor dem Fenster derart intensiv zwitscherte, dass Leitner aufschreckte und sein Blick durch die Scheiben hinausglitt. Die Schuld dieses Vogels war es, dass er hörte, was Ganslick zu ihm sagte. Gedämpft drang es an seine Ohren: *Hören Sie, Herr Leitner, Sie haben den Kredit stunden lassen. Sie wissen, es kommt bei uns öfter vor, dass jemand ein Problem hat, und dafür haben wir ja diese Maßnahmen. Und bei Ihnen finden wir eine Lösung. Sollen wir weiter stunden?*

Leitner war es, als stehe er auf einem weiten Feld, und er sah jeden Satz, den er dachte, geschrieben vor sich in der Landschaft, also formulierte er jeden Gedanken zu einem klaren Satz. Das Interessante ist, dachte er, dass Herr Ganslick immer das Gleiche sagt, denn das, was Ganslick sagte, war der Grund, warum sie sich trafen, und Ganslick hatte dieselbe Botschaft aller Voraussicht nach auch schon in der ersten halben Stunde des Treffens, bis zu jenem Zeitpunkt, als der Vogel das Geschehen beeinflusst hatte, von sich gegeben. Es wird in Gesprächen oft sehr lange etwas repetiert, dachte Leitner, bevor das Gespräch auf die nächste Ebene der Repetition kommt.

Leitner sah Roland Ganslicks Hände, die ganz und gar gesprengelt waren, stellenweise fast gelb. Dieser Roland Ganslick, dachte Leitner, und Gustav Gans glitt wie ein Engel aus dem Nichts vor sein geistiges Auge. Nein, Ganslick ist dick, besser zu ihm passt Franz Gans aus Entenhausen. Waren die beiden eigentlich miteinander

verwandt? Er hatte nie daran gedacht, dass die näheren Verwandtschaftsgrade der Entenhausener Bewohner eigentlich alle über ihre Nachnamen herauszufinden waren.

Herr Leitner, möchten Sie Ihren Rückzahlungsplan durchgehen?

Gut, da waren Gustav Gans, der Glückspilz, und Franz Gans, der Knecht von Oma Duck. Heute würde kein Mensch mehr Knecht sagen, dachte er, gut, dann eben der Mitarbeiter von Oma Duck, die Frage aber war, wie würde es Walt Disney sagen. Er lächelte sanft, was Ganslick nicht auffiel, weil dieser aufgrund der für ihn unangenehmen Situation jeden Augenkontakt vermied. Leitner kam weiter in seinen Gedanken. Oma Duck war die Schwester von Dagobert Duck, dessen Neffe war Donald, der wiederum drei Neffen hatte, nämlich Tick, Trick und Track. Dann gab es Daisy Duck und auch die hatte drei Nichten. War Daisy wirklich Donalds Cousine? War dieser Enterich verliebt in seine Cousine? Leitner kam Doreen Koller, seine Leipziger Cousine, in den Sinn, er dachte an Anja Müllauer, seine Darmstädter Cousine. Beide hatte er nur ein paar Mal gesehen.

Schauen Sie, ich zeige Ihnen den Plan. Ganslick konnte wunderschön sprechen. Leitner wünschte sich, Ganslick wäre der Sprecher eines Hörbuches, es müsste aber ein sehr dickes Buch sein. *Ulysses* oder *Der Zauberberg*. Er würde bloß zuhören, ohne den Inhalt des Buches zu verfolgen, bloß lange zuhören und diese Stimme wie warmes Wasser auf sich einprasseln lassen. Er spürte leichte Gänsehaut.

Anja war objektiv gesehen sehr hübsch, aber noch nie hatte er mit ihr einen erotischen Gedanken verbunden, sie hatte sehr kurzes brünettes Haar und war in der Textilbranche tätig, eher schlaksig und praktisch veranlagt,

eine richtige Karrierefrau, hatte er immer gedacht, nein, sie war keine Daisy Duck. Doreen Koller war übergewichtig, ihr Gesicht war außerordentlich liebreizend, so ein schönes Wort, dachte Leitner, exakt das war es, was Doreen Koller war, und er stellte sich vor, wie Doreen Koller nackt aussah, und sie gefiel ihm. Gut, dachte er, da habe ich dazugelernt, nie hätte ich eine Cousine als attraktiv empfunden, bis heute nicht, Doreen Koller war es aber. Danke, Donald Duck. Leitner stellte sich vor, wie er im Anschluss an die Banksitzung, wie lange sie auch noch dauern möge, eine Matrosenmütze kaufen gehen würde. Er wollte wie Donald sein, der eine Hängematte im Garten hatte, am liebsten fernsah und zwischendurch auf Reisen ging und Abenteuer mit seinem reichen, geizigen Onkel erlebte. Der geizige Onkel war vor Leitners geistigem Auge aber nicht jemand aus seiner Familie, sondern sein Chef Engelbert Hauser. Der alte Hauser, cholerisch, väterlich, hart, auf Gewinn bedacht, aber ein Mann mit klaren Werten. Mit ihm würde er auf den Weltmeeren segeln und Schätze in Berghöhlen suchen.

Herr Leitner, ich drucke die Unterlagen aus, gehen wir alles in Ruhe durch, ja? In Ruhe. Ist Ihnen nicht gut? Ich kann gerne ein Glas Wasser holen, oder möchten Sie etwas anderes?

Ruhe, dachte Leitner, es ist ja so schön ruhig hier. Es gefiel ihm von Minute zu Minute mehr in Ganslicks Büro. Ein sicher eineinhalb Meter hoher Stapel mit Ausgaben der Tageszeitung *Neue Freie Presse* ragte neben ihm in der Ecke in die Höhe, der Schreibtisch schien wohlgeordnet und gab Zeugnis von viel Parteienverkehr. Papierstöße waren mit handbeschriebenen Namensetiketten beschriftet, Ganslick benutzte eine dünne Füllfeder mit blauer Tinte. Lauter Kredite, dachte Leitner, während sein Blick über die Papiere

glitt, wie ruhig und schön sie am Papier sind, wie angenehm und harmlos.

Ganslick ging zum Drucker und nahm Seite für Seite aus dem Auszug. Er wollte Zeit gewinnen; in der Hoffnung, dass Leitner sich erholte, prüfte er Blatt für Blatt; ohne wirklich zu lesen oder zu registrieren, wanderten seine Augen über den Darlehensvertrag. Was er wohl dachte? Leitner registrierte ihn kurz und wusste, Ganslick war ein angenehmer Mensch. Er wünschte sich, er könnte den ganzen Tag einfach hier sitzen bleiben in diesem gemütlichen Kreditsachbearbeiterbüro. Wen aber gab es noch in Entenhausen? Klarabella, dachte Leitner. Er dachte weiters an Goofy und Mickey Maus. War Minni nicht auch die Cousine von Mickey Maus? Beide heißen Maus, dachte er. Als kleines Kind war er ohnehin der Meinung, Mickey sei eine Frau. Mickey war auch sehr feminin. Rudi Ross fiel ihm ein und er meinte, sich zu erinnern, dass seine Gefährtin Klarabella war. Was er aber wusste, war, dass Klarabella eine Kuh war und Rudi ein Pferd. Eine Kuh und ein Pferd lebten also zusammen, er schmunzelte. Wie machen die es bloß?, dachte Leitner. Seinen Mitbewohner im Studentenheim hatte er oft beim Sex beobachtet, weil dieser oft Sex gehabt hatte. Er selbst hatte versucht, währenddessen ein Buch zu lesen und so zu tun, als bemerke er nichts. Manchmal war er auch nur still dagelegen und hatte so getan, als schlafe er. Auf die Frage seines Mitbewohners, ob er nie gedenke, eine Frau mitzubringen, antwortete Leitner, er wisse gar nicht, ob es erlaubt sei, jemanden ins Studentenwohnheim mitzunehmen.

Ganslick sah, dass Leitner nervös wirkte, und bot ihm ein Glas Wasser an. Leitner senkte den Kopf, was Ganslick als *Nein* deutete, obwohl Leitner gerne ein Glas Wasser gehabt

hätte. Seine Kehle war trocken, warum eigentlich, dachte er, wo er doch seinen Mund geschlossen hielt und kaum ein Tropfen verdampfen oder verredet werden konnte.

Herr Leitner, setzte Ganslick erneut an, ließ sich dabei in seinen Sessel fallen.

Leitner blickte ihn an und für Ganslick war es fast so, als hätte Leitner nun Kontakt aufgenommen. Nicht mehr aber war es als ein freundlicher, hundeäugiger Blick Leitners, in dessen Kopf Doreen Koller wieder aufflackerte. Er würde, dachte er, in den Kisten im Kleiderschrank wühlen und Fotos suchen. Ebenso würde er, wenn er wieder zu Hause war, das nahm er sich vor, jedem seiner Bekannten einen Bewohner Entenhausens zuordnen. Peter, sein Freund aus Studentagen, war Donald, davon war er überzeugt, obwohl er selbst den Anspruch auf Donald erhob, er selbst wie Donald sein und nach seinem Termin bei Ganslick eine Matrosenmütze kaufen wollte. Seine Frau Hanna war Gundel Gaukeley, die Hexe. Als Kind war er sehr angetan von der Hexe, sie war seine liebste Figur gewesen.

Ganslick sah ihn lange und konzentriert an. Er zog das linke Bein hoch und legte es auf den rechten Oberschenkel, fuhr sich mit der Hand unter das Hosenbein und kratzte sich am Knöchel. Hanna hatte es immer gestört, wenn Leitner sich kratzte. Das sei unappetitlich, hatte sie gesagt, sich öffentlich zu kratzen sei das Schlimmste. Bei Ganslick störte es ihn jetzt nicht. Er mochte es, wie Ganslick sich kratzte, wie er dasaß, ein angenehmer Mensch, kein Choleriker, ein bemühter Mensch. Er hätte sich gerne ein wenig zurückgelegt und geschlafen. Ganslick hätte nebenbei einfach seiner Arbeit nachgehen können. Obwohl Ganslick einen leicht metallischen Mundgeruch hatte, der, wenn Ganslick viel redete, den ganzen Raum einnahm, hätte er gerne, trotz der metallischen Umwölkung, in seinem